

Sascha Hardegger

Pistenrettung Davos – da wird Ihnen geholfen

Sie sind das Schweizer Pendant zur amerikanischen Serie Baywatch. Mit dem Unterschied, dass in Davos Temperaturen unter Null herrschen und die Verletzten aus Schnee, anstelle von Wasser gezogen werden.

Eisige Morgenluft sticht mir ins Gesicht, als ich die von Wärme durchflutete Hotelhalle verlasse und mich in Richtung Talstation der Jakobsbahn begebe. Was habe ich mir dabei gedacht, als ich am Vorabend dieses Thema aussuchte? «Treffet Euch mit dem Chef der Pistenrettung Jakobshorn», hiess es. Die können leicht reden. Während sich die Kälte langsam durch meine Thermounterwäsche stiehlt und sich meine Finger schon an der Talstation kaum mehr bewegen lassen, sitzen unsere Dozenten bestimmt bei einer gemütlichen Tasse Kaffee an der Hotelbar.

Wie ich dieses Gefühl hasse. Ausgeliefert. Keine Chance, während der Fahrt auf das 2500 Meter gelegene Jakobshorn der quälenden Enge der eisernen Blechkabine zu entfliehen. Ich halte mich sonst eigentlich gerne ein wenig auf Distanz von meinen Mitmenschen und nun muss ich mir die Nase am Rücken eines Holländers platt drücken. Seine Ausdünstung erinnert mich denn auch unweigerlich an den typischen Gauda-Käse aus seinem Land.

Doch dann, oben angelangt, begrüsst mich eine jeden Winkel durchdringende Sonne. Kälte und Groll sind vergessen. Ein unvergleichliches Alpenpanorama entschädigt mich für die langsam entstehenden Frostbeulen an Händen und Füssen. Vali heisst also der Held, der mich mit einem breiten Lächeln empfängt. Genau so habe ich mir die Jungs vorgestellt – braungebrannt. Ein schelmisches Grinsen lässt ihn mir sofort sympathisch erscheinen.

«Seit achtzehn Jahren bin ich als Rettungschef angestellt», gibt er mir bereitwillig Auskunft. Vali gehört zu der Sorte Mann, die ich stets beneide. Einer von den aussterbenden Spezies, die jeden Tag gerne zur Arbeit gehen und dies auch noch zugeben. Sie sind umgeben von einem atemberaubenden Panorama, Helden der Pisten und Verletzten. Angehimmelt von Frauen und Kindern. Kann es sein, dass ich als Mann aus dem Unterland mit einem 12-Stunden-Job neidisch werde? Scheint so.

Hinauf geht's in die Rettungszentrale. Ich betrete den ersten Raum, kämpfe dagegen an die Luft anzuhalten. Die Erinnerung an Militärdienst und alte Socken drängt sich mir sofort auf. «Hier wird unser Material gelagert sowie Decken zum Trocknen aufgehängt», erklärt mir Vali, der eigentlich mit vollem Namen Valentin heisst. Genau so riecht es hier auch, bin ich versucht zu antworten.

Wir erklimmen, auf einer sich in die Höhe schraubenden Wendeltreppe die oberste Etage. Das eigentliche Herz der Bergrettung. Hier gehen die Funksprüche ein, werden Einsätze koordiniert und unliebsame Büroarbeit erledigt.

Vali ist kein Einzelkämpfer. Mit ihm teilen sich zwei weitere Kollegen die Arbeit in der Kommandozentrale. Die anderen Schneehelden – insgesamt fünf an der Zahl – sind bereits auf den Pisten rund um Davos unterwegs. Ich beneide diese Jungs. Andi und Thomas, eifrig daran, Statistiken über Verletzte zu erfassen, scheinen ihre Berufung gefunden zu haben. «Hat Euer Job denn auch negative Seiten?», will ich von Andi wissen. Natürlich gebe es die, erklärt er mir. «Die hohe Verantwortung bei Lawinensprengungen und das Bergen von Verletzten macht einem psychisch zu schaffen», meint Andi und nimmt einen grossen Schluck Kaffee aus seiner Tasse.

«Im Schnitt bergen wir 400 Verletzte pro Saison», ergänzt Vali, seine Tasse mit Tee fest umschlossen. Während des ganzen Gesprächs ertönt im Hintergrund Musik aus dem Radio, das Rauschen und Knattern des Funkgeräts lassen Andi und Thomas jeweils kurz aufschrecken. Betrifft uns der eingehende Funkspruch? Nein, war wohl Fehlalarm. Sich zu mir wendend meint Vali abschliessend: «Hier oben gibt es kein schlechtes Wetter, nur schlechte Kleidung. Auch an Kälte, Schneefall und Sturm gibt es Schönes zu entdecken. Du musst es nur sehen wollen.» Wie wahr. Und wie kleinkariert komme ich mir vor, über meine klammen Finger und eisigen Füsse genörgelt zu haben.